

roman insel

einzelkind

BILLY



einzelkind

BILLY

Roman
Insel Verlag

Erste Auflage 2015

© Insel Verlag Berlin 2015

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17647-3

BILLY

»Is it actually okay to kill somebody?«

»Of course my dear.«

1 Du siehst aus, als würde das Ende dir Ungemach bereiten. Deine Hände zittern. Du schwitzt. Ich kann es sehen. Und ich kann es riechen. Ein leicht säuerlicher Duft. Mit einer Spur Orange. Billiges Deo aus chemischen Verbindungen.

Du hast Angst.

So ganz alleine.

Hier.

Jetzt.

Nicht weinen, bitte nicht.

Wir wollen doch tapfer sein.

Es ist immer das Gleiche, wenn ihr merkt, dass es kein Spiel ist, kein Bluff, dass es keinen Ausweg gibt und niemand euch aus diesem dunklen Traum erwecken wird. Kein Superheld wird kommen. Keine Rettung. Kein Vergeben. Nirgends. Erst lacht ihr, anfangs unsicher, dann wimmernd. Und dann möchtet ihr bezahlen. Mit Geld. Aber damit könnt ihr nicht bezahlen. Geld hat keinen Wert. Nicht hier und nicht jetzt.

Vier Stunden habe ich dir zugehört. Ich höre immer zu. Das bin ich euch schuldig. Außerdem bin ich neugierig. Ich will wissen, warum ihr es getan habt, wie eure Kindheit war, wo ihr herkommt, was euch geprägt hat. Denn darum geht es doch, um die Ursache, um das Warum. Aufregend ist es selten, interessant, ja, das schon.

Manchmal seid ihr mir vertraut. Nach dieser doch recht kurzen Zeit. Oft erfahre ich mehr über euch, als eure Familie oder eure Freunde je über euch erfahren. Bei manchen sprudelt es nur so heraus. Bei anderen ist es ein permanentes Fra-

gen und Nachhaken. Aber es reicht, um mir ein Bild zu machen. Einen Schnappschuss. Zwölf dieser Bilder habe ich schon. Sie sind für immer in meinem Kopf. Und manchmal hole ich sie hervor, und dann erinnere ich mich. An euer Lachen, an euer Wüten, an euer Zweifeln und an euer Staunen.

Und ich erinnere mich an noch etwas.

Etwas viel Intensiveres.

An das Geschenk.

An die Stille.

Danach.

Ich schaue lange in deine Augen. Ich hoffe jedes Mal aufs Neue, eure Seele zu sehen, in diesen letzten Momenten. Wenn nicht jetzt, wann dann. Deine Augen sind braun. Hellbraun. Sie sind groß. Wie auch die schwarzen Pupillen. Augen, in die man versinken kann. Aber ich versinke nicht.

Hurt hast du dir gewünscht. Von dem Mann in Schwarz. Zum Abschied. Gute Wahl. Ich tippe auf Play.

Es ist Zeit.

Ich stehe auf und schiebe den Stuhl nach hinten. Er knirscht über den Boden. Schwarze Striemen bleiben zurück.

Draußen quaken Enten. Die Idylle so nah. Sag mir, wo die Blumen sind.

Ich greife unter mein Jackett und ziehe die Walther aus dem Halfter. Die P99.

Du ruckelst mit den Händen am Stuhl. Warum machst du das? Es nutzt nichts. Sie sind gefesselt. Mit Gaffa. Es sind schöne Hände. Du hättest Pianist werden sollen. Wolltest du nicht. Jetzt ist es zu spät. Du wirst es zeitlich nicht mehr schaffen.

Ist es richtig? Jedes Mal stelle ich mir diese Frage. Immer noch. Dabei kenne ich die Antwort. In tausend Varianten. Und wenn ich es nüchtern betrachte, dann ist meine Aufgabe, meine Berufung, nicht einmal besonders außergewöhnlich.

Jeden Tag sterben 1500 Menschen durch Waffengewalt. Eine halbe Million im Jahr. Kriege nicht mitgezählt.

Ist das viel?

Oder wenig?

Oder egal?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass Mord etwas Alltägliches ist. Immer schon. Mord ist menschlich. Den Begriff der Unmenschlichkeit gibt es streng genommen gar nicht. Kein Verhalten, keine Tat, kein noch so abscheuliches Verbrechen ist unmenschlich. Unmenschlich sind Tiere. Oder Gegenstände. Der Mensch ist es nicht. Nie. Egal, was er tut. Atypisch, ja. Aber unmenschlich? Nein. Er ist, wie er ist, und er ist nicht, wie er in Bilderbüchern gemalt wird und wie ihn der gute Mensch gerne sähe. Das Böse ist menschlich. Seit Anbeginn.

Du warst ein Heiliger. Erlöst hast du sie. All die Frauen, die unrein waren. Und nie wolltest du Anerkennung für all die Mühsal, kein Lob und keine Dankbarkeit, natürlich nicht. Bescheidenheit ist deine Zierde, hast du gesagt, im Hintergrund agieren, nicht klagen und nur kein Aufsehen erregen.

Aber keine Sorge. Niemand wird etwas hören. Ich suche immer Orte aus, die ein Geheimnis für sich behalten können. Einsame Häuser, unterirdische Bunker, verlassene Scheunen. Verschwiegenheit muss sein. Denn auch ich möchte kein Aufsehen erregen.

Ich drehe den Schalldämpfer auf die Walther. Man kann ja nie wissen.

Richte sie auf deine Stirn.

Entspanne den Schlagbolzen.

Wir müssen alle gehen, singt Johnny, führt kein Weg vorbei.

Deine Augen blinzeln.

Meine nicht.

Eine Träne kullert deine rechte Wange hinunter.
Ich könnte sie auffangen. Mit dem Zeigefinger.
Aber warum sollte ich das tun?
Die letzten Sekunden.
Drei.
Zwei.
Eins.
Farewell.

2 Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Wahrscheinlich fangen die meisten so an. Ja, natürlich tun sie das. Ich muss es doch wissen. Und ich bin da keine Ausnahme.

Vor 34 Jahren wurde ich in Duffmore, einer Kleinstadt in Schottland, geboren. Duffmore hat keine 8000 Einwohner, es liegt zwischen Fort Augustus und Inverness, in den Highlands, in der Nähe von Loch Mhor. Im Norden gibt es einen kleinen Wald, den Lonley Forrest, in dem es spuken soll, der für uns Kinder eine einzige Mutprobe war und in dem ich die gruseligste Nacht meines Lebens verbrachte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Duffmore ist eine beschauliche Stadt, die im Sommer und bis zum Herbst hin von einem unerbittlichen Festival-Marathon heimgesucht wird. Literatur, Musik, Schauspiel, Kochen, Stricken, es gibt immer einen Grund, um zu ehren und zu feiern und zu wetteifern. Nicht immer geben wir dabei eine gute Figur ab, auch nicht bei den unermüdlichen Highland Games, bei denen wir Baumstämme, Hämmer und Steine durch die Gegend werfen. Aber wir haben Spaß dabei und das ist mehr

wert, als eine gute Figur abzugeben, sagt Onkel Seamus immer.

Wir leben auf einem alten Gehöft aus dem 19. Jahrhundert, mit zwei alten Steinhäusern und einer kleinen Stallung. Onkel Seamus hatte das halb verwitterte Gelände nach seinen ersten Großaufträgen gekauft und im Lauf der Jahre restauriert. Es liegt im Norden der Stadt etwas abseits, die Hobbard Road hoch und dann links in die Lyndon Street rein, bis zum Ende, dann rechts, die kleine Auffahrt hinauf, keine fünfhundert Meter und dann kann man es schon sehen. Im Schnitt leben fünf Katzen, zwei Hunde und Bernhard, der Esel, mit uns. Es gibt ja auch genügend Platz. In der Idylle. In unserer kleinen Welt.

Aber als Kind zog es mich fort, sooft es nur ging, in die Wälder, über die Hügel, zum See, auf unerforschten Wegen, immer auf der Suche, nach Abenteuern, nach mehr. Die Winter sind mild, so dass wir das ganze Jahr über im Freien verbringen können. Und da ich nie aus Zucker war, mir der viele Regen also nichts anhaben konnte, rannte ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit raus. Nicht ohne an mein Langschwert zu denken, um mit meiner tausend Mann starken Armee aus mutigen und unbesiegbaren Highlandern ferne Königreiche zu erobern und schöne Prinzessinnen aus den Klauen schlechteriechender Bösewichter zu befreien. Ich hatte eine großartige Kindheit. Mit allen Höhen und mit allen Tiefen.

Das erste Tief ließ nicht lange auf sich warten.

Als ich sieben Jahre alt war, hörte ich zum ersten Mal, dass Onkel Seamus und Tante Livi nicht meine leiblichen Eltern waren. Ich hörte zum ersten Mal von Birdy und Monkboy. Namen, die wie aus einem Märchen klangen. Auch die Fotos, die man mir gab, waren ein großes Rätsel. Sie zeigten eine plüschig-surreale Welt, die in Farbräuschen explodierte und die mir völlig fremd erschien. Paradiesvögel nannte man meine

Eltern. Oder auch Spät-Hippies. Mit Räucherstäbchen und so. Aber sie rauchten nicht nur Gras, hörten alte Doors-Platten auf einer schwarzen sich im Kreis drehenden Scheibe und träumten von einer heilen, kunterbunten Welt. Viel lieber noch schossen sie ihr Gehirn in weit entferntere Umlaufbahnen, in denen nur noch sie selbst existierten. Es hieß, dass es kaum noch Venen gab, in die sie ihre Nadeln stechen konnten. Eine Woche vor meinem ersten Geburtstag mussten sie noch welche gefunden haben. Und da sie ihr Glück kaum fassen konnten und weil gerade Dienstag war oder Mittwoch oder Freitag, auf jeden Fall ein Tag, den es zu ehren galt, ein fabelhafter Tag, dosierten sie mehr als nur großzügig, kein Kurztrip, eine Fernreise war geplant, mindestens. Als man sie fand, sagte Onkel Seamus, war ein Lächeln um ihre Mundwinkel zu sehen. *Puff, the Magic Dragon* von Peter, Paul and Mary sei gelaufen. Immerzu. Die Platte hatte einen Sprung.

Birdy war Onkel Seamus' jüngere Schwester. Er erzählte oft von ihr. Von meiner Mutter. Dass sie offen war und fröhlich und naiv und dass sie so ungeheuer zerbrechlich ausgesehen habe. Sie waren zu zweit. Der ältere Bruder starb mit neun Jahren an Diphtherie, zwei weitere Geschwister im Kindsbett. Er wollte sie immer beschützen. Das war seine Aufgabe. Und er versagte. Dabei hatte er alles versucht. Gut zureden, schlecht zureden, einsperren, einliefern, entziehen, therapieren, alles. Die Schuld an dem Dilemma gab er Monkboy, meinem Vater, der gar nicht Monkboy hieß, sondern Will. Meine Mutter hieß auch nicht Birdy, sondern Rachel. Aber niemand nannte die beiden bei ihren richtigen Namen. Sie waren einfach nur die schrägen Vögel, die keinem etwas zuleide taten, nur sich selbst. Ich hätte gerne eine richtige Erinnerung an meine Eltern, nicht nur Fotos und Erzählungen. Ich weiß nicht, wie sie gerochen haben, wie ihre Stimmen klangen, ich kann mich

nicht an ihr Lachen erinnern, nicht an ihre Berührungen und auch nicht daran, wie sie meinen Namen riefen.

Aber ich kann mich nicht beschweren. Ganz im Gegenteil. Onkel Seamus und Tante Livi behandelten mich immer wie ihren eigenen Sohn. Völlig selbstverständlich. Dabei hatten sie schon zwei Kinder. Frankie, drei Jahre älter als ich, und Polly, die gerade erst geboren worden war. Einen mehr durchzufüttern, sagte Tante Livi, mache doch keinen Aufwand, das sei ein Klacks, die zwei, drei Kartoffeln zusätzlich. Aber ich bekam mehr als nur Essen und ein Dach über den Kopf. Es war Neugier, die man mir entgegenbrachte. Alle wollten immerzu wissen, was ich denke und warum ich so denke, was ich mache und warum ich es mache. Sie fragten nicht, um mich zu kontrollieren, sondern aus Interesse. Und das war nervig. Und das war wunderbar.

Aber der Reihe nach. Vielleicht sollte ich nicht mit mir anfangen. Vielleicht sollte ich zunächst einmal Onkel Seamus etwas näher vorstellen. Das Familienoberhaupt, der Mensch, der mich am meisten prägte, zu dem ich von klein an aufschaute und der für mich immer der Klügste all der Menschen war. Durch ihn bin ich zu dem geworden, der ich bin. Ein Mörder, ja, das auch. Und obwohl ich ihn immer Onkel Seamus genannt habe und das auch heute noch tue, war er der Vater, den ich nie hatte.

Onkel Seamus war nie auf einer Universität, er hat keine Ausbildung, er hat noch nicht einmal einen richtigen Schulabschluss. Mit 14 hat er die Schule geschmissen, er ist einfach nicht mehr hingegangen. Auch zu Hause hatte er nichts mehr verloren, wo er alles schon kannte und ihm nichts davon gefiel. Weder der Alkohol, der in Strömen floss, noch die vielen Schläge, die ihn trafen. Calvinismus, so lernte er früh, war nicht seins. Er musste weg, so weit weg wie nur irgendwie

möglich. Und so stopfte er an einem Sonntagmorgen seine Lieblingsklamotten in seinen grünen Seesack, blickte ein letztes Mal zurück, spuckte auf den matschigen Boden und ging. Er war gespannt, wie weit ihn seine Ersparnisse wohl bringen würden. Und er war überrascht, dass es nicht für Afrika reichte. Nicht einmal so weit, um die Grenzen des Königreichs hinter sich zu lassen. Bis Birmingham ist er gekommen. Er hatte keine besonderen Pläne oder gar Ziele, er wollte einfach nur die Welt erobern, das war alles. Und wenn er mit Birmingham anfangen musste, dann sollte es so sein. Die erste Station, nicht mehr, nicht weniger. Damals war die Stadt noch ein brodelndes Ungeheuer. In den dunklen Gassen und feuchten Ecken roch es nach Stahl und Schweiß, nach einer Welt, in der Männer noch Männer waren. Und wer sich nicht vor knochenharter Arbeit drückte, der konnte sich unbemerkt herumschlagen und über Wasser halten. Da Onkel Seamus schon mit 14 für 18 durchging und das war, was man in gewissen Kreisen einen zähen Hund nannte, bekam er problemlos alle möglichen Hilfsarbeiterjobs. Er arbeitete als Packesel, als Gleis- und Straßenbauer oder auch als Stahlkocher, der Schrott, Koks und Eisenerz in 1600 Grad heiße Öfen schaufelte. Die harte körperliche Arbeit half ihm, seine Aggressionen und seine Wut so gut es eben ging zu kontrollieren. Sieben Jahre verbrachte er in Birmingham. Die Welt eroberte er nicht. Die Welt hatte anscheinend Besseres zu tun, als von Onkel Seamus erobert zu werden. Und außerdem fehlte ihm die Zeit für einen ordentlichen Feldzug. Sechs Tage die Woche arbeitete er bis zum Umfallen, und das Einzige, was er dann noch sehen wollte, war sein Bett. An den Sonntagen ging er ab und an zum Fußball, zum Pferderennen oder zu den Hinterhofkämpfen, den illegalen, um zu wetten. Dort lernte er auch Jean kennen. Der Einzige, der noch jünger war als Onkel Seamus, der aber

den gleichen merkwürdigen Blick in den Augen hatte. Beide waren sie auf der Suche, nach etwas, das sie selbst nicht so genau beschreiben konnten, das aber groß und ungeheuerlich sein musste, so viel war sicher. Sie wurden beste Freunde. Und das auf ewig. Onkel Seamus hält sehr viel von echter Freundschaft, von Ehre, von einem Wort, das gehalten wird, und Jean schaute auf zu Onkel Seamus, obwohl er in späteren Jahren immer zu ihm hinunterschauen musste, denn Jean wurde fast zwei Meter groß, ein Halbfrikaner, mit Muskeln, von denen kleine Jungs immer träumen.

Ein einziges Mal nahm Jean Onkel Seamus mit nach Hause, zu seinen Eltern, zum Essen.

Es sollte ein entscheidendes Treffen werden.

Jeans Elternhaus war alles andere als proletarisch. Mr. Johnson, Jeans Vater, war Professor für Afrikanistik an der heimischen Universität. Es war das erste Mal, dass Onkel Seamus in Berührung mit der kulturellen Oberschicht kam. Er war in einfachen Verhältnissen unter einfachen Menschen aufgewachsen, und alle um ihn herum waren entweder arbeitslos oder Arbeiter oder einfache Angestellte und Kultur nur etwas für Pappnasen, die keine Ahnung vom richtigen Leben hatten. Er war aber nicht eingeschüchtert von den vielen Büchern und der Kunst an den Wänden, weder scheu noch verlegen, er war nur neugierig. Jean verachtete seinen Vater, er verachtete den Dünkel, die Sprache, das Gehabe und die freundlich lächelnde Verlogenheit. Auch Onkel Seamus war nicht sicher, ob er Mr. Johnson mochte oder nicht, aber das spielte gar keine große Rolle. Denn Mr. Johnson musste etwas in Onkel Seamus gesehen haben, so wie die meisten Menschen irgendetwas in ihm sehen. Nach dem Abendessen gab er ihm ein Buch und sagte, das könne ihn vielleicht interessieren. Für Onkel Seamus änderte sich von diesem Moment an alles. Dabei dachte

er zunächst, dass sich der gebildete, alte Mann über ihn lustig machen wollte. Denn was sollte er, der minderjährige Hilfsarbeiter aus Schottland, bloß mit Platon anfangen. Den Namen hatte er vorher schon mal gehört, aber nie war er auf die Idee gekommen, ein Buch eines seit mehr als 2000 Jahren toten Griechen auch nur anzufassen. Als er abends in seinem Zimmer im Bett lag und nicht einschlafen konnte, schlug er die ersten Seiten des Gorgias auf, wo über Strafe, Rhetorik, Recht und Unrecht diskutiert wurde. Er war überrascht, wie einfach die Sprache und wie kompliziert der Inhalt war. Am nächsten Tag erinnerte er sich wieder, wie hitzig er mit und gegen Gorgias, Sokrates und Kallikles argumentiert hatte. Er war irritiert. Und er war, wie er später sagte, angefixt. Er las nicht nur alle Dialoge, er las fortan alle Philosophen, die er nur finden konnte und er brachte sich sogar notdürftig Latein bei. Mit der Philosophie hatte sich für ihn eine Welt aufgetan, die ihn zutiefst verwirrte und überforderte, die stärker war als er. Und das war ihm noch nie passiert.

Sieben Jahre blieb Onkel Seamus in Birmingham, dann kehrte er zurück nach Schottland, nicht nach Ullapool, sondern ins hundert Meilen entfernte Duffmore, wo ein entfernter Cousin lebte, der ihm einen Job angeboten hatte. Einen lukrativen Job. Die ersten Jahre lebte er zur Miete, in einem kleinen Apartment, kaum größer als eine Garage, mit Schimmel an den Wänden und einem Kohleofen zum Heizen. Er wollte sparen. Auf eine Zukunft. Mit einer Familie. Einer richtigen.

In Duffmore lernte er auch Tante Livi kennen. Sie arbeitete im *Milano*, in Dougan's Eisdiele. Auch sie sparte eisern jedes Pfund, für ein eigenes Café, eines Tages, so ihr Traum. Für Onkel Seamus war sie die schönste Eisverkäuferin im Umkreis von zwei Sonnensystemen. Er brauchte fast ein Jahr, um sie anzusprechen. Und obgleich er wirr redete und die

Worte nur stotternd ihren Weg fanden, bekam er eine erste Verabredung.

Sie wurde ein Desaster.

Er hatte für ein Picknick im Wald einen Geiger engagiert und er hatte Tante Livi mit einem gemieteten Bentley samt Fahrer abgeholt. So sicher Onkel Seamus im Umgang mit Männern war, ein Alpha-Tier, keine Frage, so unsicher und bisweilen linkisch verhielt er sich gegenüber Frauen. Er verwechselte Romantik mit Kitsch, interpretierte Gesten und Blicke falsch und war mit den Nerven oft schon völlig am Ende, bevor er zu einem Rendezvous ging. Bei Tante Livi wusste er, dass sie die Frau fürs Leben war, die eine, die man nur einmal trifft, und da wollte er nichts falsch machen. Er hatte Glück, dass sie seine tölpische Angeberei amüsierte. Außerdem mochte sie seine Augen und diese Mischung aus Aggressivität und Unsicherheit.

Ein Jahr später heirateten sie und zogen in ein kleines Haus am Rand der Stadt. Sie bekamen zwei Kinder, Polly und Frankie. Meine Geschwister. Mit Polly hatte ich nie wirklich viel zu tun, wir mochten uns, aber sie war immer schon sehr in sich gekehrt. Mit Frankie war das anders. Mit ihm verbrachte ich die meiste Zeit und wir haben unzählige Abenteuer auf dem Weg zum Erwachsenwerden gemeinsam bestanden. Wir sind Blutsbrüder. Echte. Die Narbe an meinem Handgelenk ist für ewig. Keine Sekunde würde ich überlegen, mein Leben in seine Hände zu legen, auch wenn ich ihn mir manchmal, wie soll ich sagen, etwas umgänglicher wünschen würde.